

Robert Müller

Der Belästiger



Von lästig sein bis lästig
fallen

Make love, not war!

© 2019 Robert Müller

Neuauflage

Verlag und Druck:

tribution GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISBN 978-3-7497-7757-0 (Paperback)

ISBN 978-3-7497-7758-7 (Hardcover)

ISBN 978-3-7497-7759-4 (e-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Robert Müller

Der Belästiger

Von lästig sein bis lästig fallen

Ein #MeToo-Roman

**Ein berührender, gesellschaftskritischer
Roman über menschliche Leidenschaften
und kriminelle Machenschaften an einem
ewig topaktuellen Thema – dem Altwerden**

Personen und Handlung sind frei erfunden. Allfällige Bezüge zu aktuellen oder früheren politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen sind gewollt, nicht aber eine Bezugnahme auf bestimmte Personen, Parteien oder Institutionen.

Ich danke meiner Frau für die gewohnt gewissenhafte
Korrektur und die Unterstützung und Zeit, dieses Werk
verfassen zu können.

Text und Grafik: R. v. M.

Eigenverlag, Wien 2018

Alle Rechte vorbehalten

Kontakt und weitere Bestellwünsche siehe letzte

Seite sowie **www.buecher-rvm.at**

Vorwort

Täglich verbreiten die Boulevard-Medien Vorwürfe wegen (angeblicher) sexueller und wirtschaftlicher Verfehlungen. Bad news are good news. Es ist das (immer weniger erfolgreiche) Geschäftsmodell dieser Medien, das zu deren (monetärem) Glück neuerdings durch die #MeToo-Bewegung befeuert wird. Weniger zum Glück der meist ‚honorigen‘ Personen, die zum medialen Scheiterhaufen geführt werden. Ob zu Recht oder zu Unrecht, bleibt vielfach offen.

Aber warum ist #MeToo allein darauf beschränkt? Gibt es nicht Ereignisse sogar in Ihrer eigenen Biographie, wo Sie #Ich-Auch sagten, Leid erfuhren – oder auch Leid zufügten? Situationen in Beruf und Familie, die Ihnen heute peinlich sind, die Sie und andere ins Zwielficht bringen könnten?

Dieser gesellschaftskritische Roman sinniert anders als die (bei Drucklegung vier) anderen Bände der #MeToo-Reihe nicht über die rücksichtslose Gier nach Sex, Geld und Macht, sondern anhand der letzten Monate im Leben eines alten Mannes über das Phänomen sexueller wie sozialer Belästigung als innerfamiliäres #Ich-Auch.

Viel Vergnügen beim Lesen und darüber Nachdenken!

R. v. M.

Kap_1 Prolog: Ich

Hallo. Darf ich mich vorstellen? Werner Fuchs ist mein Name. Dieser Name sagt aber nur wenig über mich aus, da ich ihn mir ja nicht ausgesucht habe. Vielmehr wurde er mir von meinen Eltern gegeben.

Rückblickend gesehen war es aber keine schlechte Wahl. Immerhin bezeichnet Werner – wenn man sich der sprachlichen Wurzeln im Althochdeutschen besinnt, wo ‚warjan‘ wehren, schützen, verteidigen bedeutet – einen Menschen, der auf sich achtet, der warnt, der sich nötigenfalls wehrt, sich verteidigt. Dazu gab es in meinem Leben genug Anlässe und Gelegenheiten. Und mein Familienname bezeugt, dass ich das oftmals mit der sprichwörtlichen Schlauheit des Fuchses tat.

Vielleicht wäre statt Schlauheit Klugheit zutreffender. Mit Schlauheit ist auch ein wenig die Verschlagenheit konnotiert. Und das kann, besser will ich nicht über mich gesagt haben. So sehe ich mich nicht. Jedenfalls war mein geschäftlicher Erfolg im Leben nicht derart, dass man mir Verschlagenheit attestieren könnte. Im Gegenteil. Immer habe ich versucht mit offenem Visier zu kämpfen, was möglicherweise gegen die eben postulierte Klugheit spricht.

Meinen Erfolg im Privatleben und noch mehr im Berufsleben machte meine Hartnäckigkeit aus, die nicht wenige als Belästigung empfanden. Aber wie soll man sonst als Außendienstmitarbeiter eines Großhändlers seine Waren an den Mann bringen, wenn nicht durch dauerndes Anrufen und Vorsprechen bei den Kleinhändlern. Heute tun das die Newsletter der Versandhäuser, die einen fast täglich mit Sonderangeboten locken, mit Sommerschlussverkäufen, die das ganze Jahr dauern oder Weihnachtsangeboten, die es schon ab August zu kaufen gibt. Heute erhält man individuell auf sich zugeschnittene Angebote, an denen man sieht, wie gläsern wir alle dank Google&Co bereits wurden. Zu meiner Zeit war ich es, der um die wahren oder vermeintlichen Bedürfnisse und Begehren

meiner Kundschaft Bescheid wusste, war ich der, der ihnen mit meinen dauernden Angeboten und nie mehr wieder so günstigen Sonderangeboten lästig wurde. Damals gab es den Begriff Stalking noch nicht, sonst hätte man mich wohl nicht mit dem Etikett ‚Der Belästiger‘ punziert, sondern als ‚Stalker‘ bezeichnet.

Vielleicht ist es auch nicht klug, dass ich nun wenige Tage vor Weihnachten hier sitze und meinen Abschiedsbrief mit dem Titel „Bevor ich euch lästig werde“ schreibe. Aber Augenblicke wie der jetzige werden nicht von Klugheit getragen, sondern von Gefühlen. Und diese brauchen ein Ventil! Sie brauchen ein Gegenüber, auf dessen Seele sie sich gleich Wasserdampf auf einer kalten Fensterscheibe kondensierend niederschlagen, um sich zu immer größeren Tropfen zu sammeln, die sich schließlich in kleinen Wasserläufen unbeirrbar nach unten in Bewegung setzen. Ja, bewegen. Gefühle bewegen, sollen bewegen!

Was wird mein Sohn Wolfgang sich wohl denken, wenn er diesen Brief liest? Wird dieser ihn bewegen? Oder wird er nicht wie öfters schon überheblich und besserwisserisch sagen: ‚Papa, was du da tatest, war nicht klug!‘ Oder wird er, wie es seine Art ist, den Brief gar nicht lesen. Ich meine wirklich lesen – nachdenklich, emphatisch, mit dem Versuch des Verstehens? Wird er wohl nicht. Als Arzt ist er abgehärtet, erlebt tagtäglich Menschen in höchster Not und nimmt deren Tod als das, was er ja tatsächlich auch ist: als das Natürlichste der Welt.

Soll ich in meinem Brief nun all meine Bitterkeit über den Gang der Welt – auch über ihn und sein Verhalten – quasi als Endabrechnung ohne Reklamationsmöglichkeit hineinpacken? Das wäre zu einseitig und würde die positiven Entwicklungen der letzten Wochen nicht angemessen honorieren. Aber soll man nur diese werten? Ende gut, alles gut? Würden Sie das, liebe Leserin, lieber Leser?

Ich will es nicht. Lassen Sie mich also Ihnen die letzten Monate meines Lebens erzählen. Machen Sie sich selbst ein Bild, wie oft ich – in vielfach

ganz anderer Art als von den Initiatorinnen der #MeToo-Bewegung thematisiert – mein #MeToo, MEIN ICH-AUCH, erleben musste.

Kap_2 Amalie

Es war ein schon ungewöhnlich heißer Frühsommertags-Morgen. Meine Frau Amalie lag neben mir im Ehebett. Beide waren wir nur mit einem großen dünnen Bettlaken bedeckt – darunter splitterfasernackt. Nicht, was Sie sich jetzt wahrscheinlich denken. Amalie war so wie ich bereits von der Generation 70 plus. Sex, richtigen Sex gab es nur mehr sehr selten. Aus meiner Sicht – #MeToo – zu selten. Aber bekanntlich gehören zum Sex (mindestens) zwei, sieht man von dem – bei weitem nicht so befriedigenden – einsamen Sex in Form von Masturbation ab.

Was es noch immer gab, vielleicht sogar mehr als früher, war intensiver Hautkontakt. Natürlich entstand dabei nicht mehr jenes lustvolle Prickeln der ersten zarten Hautkontakte, wie wir es beide in unserer Jugend verspürt hatten, als sich unsere Hände zuerst zufällig, dann gespielt zufällig, schließlich ganz und gar nicht mehr zufällig trafen und umfassten. Ganz zu schweigen von den Hautkontakten in jenen Regionen, die man die intimsten nennt. Aber auch ohne dieses Prickeln war der innige Hautkontakt wunderschön: Er brachte Nähe, Wärme, Zusammengehörigkeit.

Ich betrachtete die mir so vertraute Frau nachdenklich. Wie hatte sie sich in all den Jahrzehnten des gemeinsamen Lebens verändert. Durch das Objektiv eines Fotoapparates gesehen, also objektiv, sehr. Viele Falten, ein Goderl, Brüste, denen man die Schwere der Jahre im ursprünglichsten Sinn des Wortes ansieht. Dicke Beine, die langes Stehen, ja selbst Gehen durch den Lymphstau oft zur Qual machen. Der Bewegungsmangel führte wiederum zu Übergewicht und noch mehr Lymphstau. Ein Teufelskreis, der zu einer ungesunden Rundlichkeit geführt hatte. Aber nicht nur bei ihr, sondern bei sehr vielen Frauen ihres Alters.

Manchmal erkannte sich Amalie auf alten Bildern selber kaum mehr. Mir ging es nicht anders. Subjektiv gesehen hatte Amalie sich aber für mich so langsam verändert, dass mein Gehirn das gespeicherte Bild sukzessive

adaptiert hatte. So gesehen war Amalie nach wie vor die, um die ich vor Jahrzehnten mit großer Hartnäckigkeit, ja Lästigkeit geworben und deren Bild sich im Laufe der Jahrzehnte in meine Erinnerung eingebrannt hatte.

Damals wurde – ich verallgemeinere hoffentlich nicht zu sehr – das hartnäckige ‚Anbraten‘ von den jungen Mädchen und Frauen noch nicht als sexuelle Belästigung empfunden und gebrandmarkt. Junge Mädchen, denen man auf der Straße nachpiff oder die man in der Schule oder am Arbeitsplatz bewusst unübersehbar mit Blicken verschlang, fühlten sich begehrt und genossen dieses Begehrt-Werden. Harmlose Witze wurden als harmlose Witze gewertet, mit denen man vorab gegenseitig abtestete, wie man zu Sex&Co steht. Blondinen konnten über Blondinen-Witze lachen, Männer über männerfeindliche Anzüglichkeiten.

Und heute? Heute hat es eine kleine Gilde von verklemmten Weltverbesserern geschafft, dass solche harmlosen Verhaltensweisen als Unziemlichkeiten, als sexistische Herabwürdigungen gelten, für die man seinen Arbeitsplatz verlieren oder sogar vor Gericht stehen kann. Weit haben wir es gebracht!

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, liebe Leserin und lieber Leser. Wirkliche Übergriffe gehören unter Strafandrohung verhindert. Der unvermittelte Griff an den Busen oder Po einer wildfremden Frau in der U-Bahn ist, wie schon das Wort impliziert, ein Über-Griff. Leider hat aber die Gilde der selbsternannten Sittenwächterinnen und Sittenwächter die Grenzen des Anstands und der Sittlichkeit ins Absurde verschoben, mimt in Missachtung unleugbarer biologischer und anthropologischer Gegebenheiten humanistische Rechtlichkeit und Fortschrittlichkeit, katapultiert damit die Gesellschaft aber in eine Vergangenheit zurück, in welcher der Walzertanz als unsittlich eng galt und verboten war.

Jawohl: Nein muss Nein heißen. Aber Nein-Sagen kann man nur zu etwas, was einem mehr oder weniger konkret angeboten oder von einem direkt verlangt wird. Nicht schon generell vorher! Kennenlernen-Wollen bedeutet

Offenheit für mögliche Grenzüberschreitungen des körperlichen Abstands und des moralischen Anstands.

Ich etwa habe Amalie damals natürlich nicht vorher um Erlaubnis gefragt, als ich beim Tanzen meine Hand von ihrem Rücken immer tiefer bis zum Po rutschen ließ, um Amalie dann dort so fest an mich zu drücken, dass ihr die Kraft meiner aufgeheizten Männlichkeit nicht verborgen bleiben konnte. Sie schmunzelte nur sphinxhaft und gab dennoch – oder vielleicht genau deswegen? – meiner Aufforderung zu einem weiteren Tanz keinen Korb.

Vielleicht werde ich sehr bald nur mehr solche innigsten Erinnerungen an meine Amalie besitzen, sagte ich mir bitter. Denn in wenigen Minuten werden wir aufstehen müssen, um rechtzeitig ins Spital zu kommen, wo Amalie eine schwere Unterleibsoperation erwartet. Mit Krebs ist nicht zu spaßen!

Früher hatte ich noch unbedacht gewitzelt, wenn jemand das englische Wort cancer für Krebs verwendete, indem ich cancer zu cancel mutieren ließ, zum englischen Wort für annullieren. Und nun stand auch hier die Möglichkeit im Raum, dass das Leben meiner Amalie demnächst annulliert werden könnte. Schwer auszudenken, schwer zu ertragen – aber durchaus realistisch!

Was wohl Amalie gerade denkt? Ob auch ihr die gleichen Gedanken durch den Kopf gehen?

Bevor ich nachfragen konnte, befreite sich Amalie aus unserer Umschlingung und wurde ihrem aus dem Arabischen abgeleiteten Namen als die Tapfere, die Tüchtige, die Hoffnungsfrohe gerecht.

Wortlos zog sie sich nach einer kurzen kalten Dusche an und verschwand in der Küche, um die Henkersmahlzeit zuzubereiten. Vielleicht ist die Bezeichnung Henkersmahlzeit für eine Tasse Tee samt einem Stück Toastbrot mit Butter und Honig angesichts der Kargheit unpassend. Nach Meinung der Ärzte war selbst so ein karges Frühstück vor einer Operation

zuviel. Aber Amalie weigerte sich, völlig auf ihre Henkersmahlzeit zu verzichten. „So wenig kann wohl nicht schaden“, sagte sie. „Basta!“

Und so saßen wir Minuten später wie tausende Male davor in gelebter Zweisamkeit beim gemeinsamen Frühstück. Diesmal aber wortlos. Was sollten wir auch sagen? Wir wussten beide, worum es ging und hingen den düsteren Gedanken nach.

Kap_3 Im Spital

Eine knappe Stunde später erreichten wir mit der U-Bahn das Krankenhaus, wo wir bereits erwartet wurden. Die Stationsschwester schüttelte uns freundlich die Hand und bat uns zum Pult.

„Haben Sie alle Befunde abgegeben? Oder haben Sie noch irgendwelche anderen mit?“, fragte sie meine Frau.

„Nein, es gibt nichts Neues. Sie haben alles hier. Beim letzten Gespräch hat die Oberärztin bereits alles kontrolliert und in meinen Akt eingescannt.“

„Sind Sie nüchtern?“, fragte die Stationsschwester.

„Wenn Sie meinen, ob ich auf meinen gewohnten morgendlichen Slibowitz verzichtet habe, dann ja“, konnte sich Amalie nicht eines gewissen Galgenhumors enthalten, um dann ausweichend, ohne zu lügen, zu antworten: „Aber ja, ich habe die Anweisungen der Narkoseärztin berücksichtigt.“

„Gut so. Als zu verständigende Angehörige habe ich hier Ihren Mann Werner Fuchs stehen“, las die Stationsschwester vor, wobei sie mich mit einem kurzen Seitenblick taxierte, „sowie Ihren Sohn Dr. Wolfgang Fuchs. Stimmt das?“

„Stimmt.“

„Oh, ein Doktor. Ist Ihr Sohn vielleicht auch Arzt?“, bohrte die Stationsschwester nach.

„Ja – allerdings ist er selbständig. Er praktiziert als Allgemeinmediziner.“

„Sehr gut. Endlich ein kompetenter Ansprechpartner. Gibt es sonst noch Kinder oder jemanden, den wir benachrichtigen oder im Fall des Falles fragen sollen?“

„Nein“, war die knappe Antwort meiner Frau, die auf die ungeschickte Wortwahl ‚endlich‘ und ‚im Fall des Falles‘ sowie auf den unübersehbar

abschätzigen, vielleicht sogar vorwurfsvollen Blick der Schwester bei der Frage nach weiteren Kindern bewusst nicht einging. Sie war jetzt wirklich nicht in der Stimmung über den Sinn und Zweck des Lebens zu diskutieren oder gar zu streiten.

Ein zweites Kind hatten wir nicht bekommen, weil ja für meine – nomen est omen – ,tüchtige‘ Amalie Beruf und Geld wichtiger waren als ein weiteres Kind. Sie hatte einmal ausprobiert, wie es ist, die biologische Funktion und die soziale Rolle als Mutter auszufüllen. Dabei war sie zu dem Schluss gekommen, dass sie keiner weiteren Kinder bedürfe. Der recht gut bezahlte Beruf war weniger anstrengend, weniger frustrierend, brachte mehr soziale Anerkennung und mehr Geld, im Moment und später in der Pension.

Das müsse man – gemeint war natürlich nicht ,man‘, sondern ich – doch verstehen, sagte sie. Widerspruch wäre zwecklos gewesen. Und so verstand ich es eben. Sowohl als Staatsbürger, weil die Gesetze ja tatsächlich Mütter krass benachteiligen, als auch als folgsamer Ehemann. Dabei hätte ich durchaus einem zweiten Kind, insbesondere einer kleinen Tochter, viel abgewinnen können.

Die Stationsschwester riss mich abrupt aus meinen Erinnerungen, als sie uns bat, ihr in das vorgesehene Zimmer zu folgen.

Es war ein in freundlichen Orange- und Ockertönen ausgemaltes Dreibettzimmer mit bunten Vorhängen, das allein durch seine Farben Frohsinn und Gelassenheit ausstrahlen sollte. Das hätte wohl auch trotz des unerfreulichen Anlasses wie gewünscht funktioniert, hätten dort nicht schon am Nachtkästchen eine Beruhigungspille und das auf dem Bett liegende Operations-Nachthemd auf meine Frau gewartet.

Als Amalie anfang sich zu entkleiden, um sich im Bad vorsorglich mit Octenisept-Shampoo zu waschen, besser: zu desinfizieren, verließ ich den Raum und setzte ich mich auf eine der Sitzbänke neben dem Schwesternpult. Dort wurde ich sogleich wieder von düsteren Gedanken gequält. Die Befunde verhiessen ja schließlich nichts Gutes.

Nur Minuten später wurde Amalie in der sprichwörtlichen PERSIL-Frische von einem Pfleger in ihrem Bett an mir vorbei Richtung Aufzug geschoben. Hastig war ich aufgestanden und hatte ihr noch schnell mit einem festen Händedruck und einem zarten Kuss alles Gute gewünscht.